

Sozialer Appetit. Aspekte der Kommensalität in E.T.A. Hoffmanns *Lebens-Ansichten des Katers Murr*

Dass es in E.T.A. Hoffmanns Roman *Lebens-Ansichten des Katers Murr* nebst *fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern* häufig um Fragen des Essens geht – und zwar insbesondere für den feline Protagonisten –, ist nicht zu übersehen. Süße Milch, Milchbrei, Heringsköpfe, Würste und andere Leckerbissen begegnen im Roman in dichter Folge.¹ Gleichwohl nimmt die Forschung, wenn sie sich Murr zuwendet, bislang vor allen Dingen den schreibenden Kater in den Blick. Er ist es, der fasziniert und zu komplexen Analysen anregt; Sarah Kofman hat mit *Schreiben wie eine Katze ...* bekanntermaßen eine besonders avancierte *Murr*-Lektüre vorgelegt.² Fressen wie eine Katze erscheint dagegen ein vergleichsweise triviales Thema. Wo man sich ihm explizit widmet, geschieht dies eher, um den Status des Katers als Tier, der durch Murrs Schreibtätigkeit so nachdrücklich herausgefordert wird, dass sich ganz grundsätzliche Fragen nach dem Mensch-Tier-Verhältnis aufdrängen, wiederum zu vereindeutigen. Insbesondere Christopher R. Clason perspektiviert gerade die Nahrungsaufnahme als das Feld, auf dem der Kater mit den menschlichen Eigenschaften – er liest und schreibt, forscht und diskutiert – sich dann doch als das Tier, das »beast«³ zeige, das er sei. Wo es ums Fressen geht, so argumentiert Clason, da obsiege bei Murr unweigerlich der rohe Trieb; Futter zu teilen sei ihm nicht möglich, der gebildete Kater erweise sich am Ende eben doch als lediglich instinktgesteuertes Wesen. Auch die wenigen Anmerkungen Kofmans zum fressenden Kater zielen in diese Richtung; Murr gelinge es nicht,

1 »Murr's instinctive fascination with food informs nearly every page of his curious autobiography [...]«. Christopher R. Clason: »O Appetit, dein Name ist Kater!« Food, Instinct, and Chaos in E.T.A. Hoffmann's *Kater Murr*, in: *Nineteenth Century Studies* 19 (2005), H. 1, S. 1–16, hier S. 2.

2 Vgl. Sarah Kofman: *Schreiben wie eine Katze ...* Zu E.T.A. Hoffmanns *Lebens-Ansichten des Katers Murr*, 3. Aufl., Wien 2013.

3 Clason: »O Appetit, dein Name ist Kater!«, S. 3.

seine Natur »hinter sich zu lassen«, wie er daran lernen müsse, dass er seinen Appetit nicht zügeln könne.⁴

Der anhand von Murrs Schreiben in der Forschung bereits diskutierten Frage nach der Verortung Murrs zwischen menschlichen und tierischen Eigenschaften und Qualitäten gehe ich im Folgenden gleichwohl anhand der von ihm eingenommenen Mahlzeiten nach. Murrs Appetit stellt sich dabei als über das rein instinktive Interesse an Nahrung hinausgehend heraus; kenntlich gemacht werden soll dieser Appetit als ein (auch) sozialer. Aspekte der Kommensalität⁵ werden, wo sie im Roman begegnen, ernst genommen und können so zu einer Neuperspektivierung von Murrs Essgewohnheiten beitragen. Nicht nur der schreibende und lesende Murr, der »alle Werke [verschlingt]«⁶, sondern auch der Fischköpfe, süßen Milchbrei und Würste verzehrende ist interessant und komplex.

Meiner eigentlichen *Murr*-Lektüre stelle ich kurze theoretische Überlegungen voran, die sich mit soziologischen und von den Cultural Animal Studies sowie den Human-Animal Studies inspirierten Konzepten des Fressens bzw. Essens – bereits diese Unterscheidung wird zu hinterfragen sein – beschäftigen. Im zweiten Schritt komme ich dann zu einer von diesen Vorüberlegungen informierten Analyse. Insgesamt vier Lektürevignetten zeigen, dass Murrs Appetit nicht nur auf den biologischen Sättigungsvorgang abzielt; was Murr an- und umtreibt, so soll deutlich werden, ist (auch) sozialer Hunger. Das ist umso bemerkenswerter, als gerade Katzen nachgesagt wird, ihre Unabhängigkeit in besonderer – und vom sich dem Menschen unterwerfenden Hund stark abweichender – Weise zu pflegen.⁷ Murr zeigt sich trotz katzentypischer Selbständigkeit als auf Menschen wie auch andere Tiere bezogenes Wesen. Die menschliche Vorstellung, die im zoologischen Wissen des 18. und 19. Jahrhunderts präsent war, dass Katzen sich allenfalls sozial verhielten, gleichwohl aber, wie Frederike Middelhoff schreibt, »sich nie als soziale Wesen empfinden, geschweige

4 Kofman: Schreiben wie eine Katze ..., S. 79.

5 Die Ethnologie und Religionswissenschaft bezeichnen die Tischgemeinschaft auch mit dem Begriff der Kommensalität. Er scheint für die hier verfolgte Frage, ob nämlich Murr seinen Hunger auch als sozialen Appetit erlebt, geeigneter als der Begriff der Tischgemeinschaft, der auf das menschliche Mobiliar abzielt.

6 Kofman: Schreiben wie eine Katze ..., S. 82.

7 Vgl. dazu auch Frederike Middelhoff: Literarische Autozoographien. Figurationen des autobiographischen Tieres im langen 19. Jahrhundert, Stuttgart 2020, S. 340.

denn eine Bindung zu menschlichen Erzieher/innen eingehen«⁸, stellt Hoffmann damit zur Diskussion.

Fressen oder Essen? Konzepte der Soziologie und der Human-Animal-Studies

Essen und Trinken, schreibt Georg Simmel in seiner kurzen, aber fulminanten *Soziologie der Mahlzeit*, gehören »zu den niedrigsten Antriebe[n] und Interessen«, zu den »mit der bloßen Notdurft des Lebens verknüpften«⁹ menschlichen Funktionen. Die Nahrungsaufnahme wird von Simmel als »primitiv Physiologische[s]«¹⁰ markiert, ein Bedürfnis, das »von allem [...], was den Menschen gemeinsam [...], [...] das Gemeinsamste«¹¹ ist. Die Nahrungsaufnahme ist damit als »ein absolut allgemein Menschliches«¹² bestimmt.

Freilich ist essen und trinken zu müssen nicht nur das Gemeinsamste aller Menschen; die Notwendigkeit der Nahrungsaufnahme haben auch alle Kater, Katzen und andere Tiere gemein. Der Mensch erscheint insofern, wenn er isst, als das Tier, das auch er ist. Dass gerade bestimmte Tischsitten der, wie Simmel formuliert, »Widrigkeit, ja Häßlichkeit des physischen Eßvorganges«¹³ wehren sollen, dass die Bedürfnisbefriedigung durch das Essen und Trinken »in den Niederungen des organischen Lebens«¹⁴ verortet wird, macht deutlich: hier ist der Mensch, sofern er nicht einigen Verschleierungsaufwand betreibt, als Tier erkennbar. Gerade weil der Mensch sich auf dem Feld der Nahrungsaufnahme eigentlich als Tier präsentiert, wird ihm die Ernährung zum Schauplatz einer vermeintlichen »Emanzipation vom Animalischen«¹⁵.

8 Ebd., S. 357.

9 Georg Simmel: *Soziologie der Mahlzeit*, in: ders.: Gesamtausgabe. Bd. XII: Aufsätze und Abhandlungen 1909–1918. Bd. I, hrsg. von Rüdiger Kramme und Angela Rammstedt, Frankfurt a.M. 2001, S. 140–147, hier S. 140.

10 Ebd., S. 140.

11 Ebd.

12 Ebd.

13 Ebd., S. 144.

14 Ebd., S. 145.

15 Hans Jürgen Teuteberg: *Prolegomena zu einer Kulturpsychologie des Geschmacks*, in: Alois Wierlacher/Gerhard Neumann/ders. (Hrsg.): *Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder*, Berlin 1993, S. 103–136, hier S. 133.

»Die Tiere fressen, der Mensch isst; der gebildete Mensch allein isst mit Bewußtsein«,¹⁶ heißt es bei dem bedeutenden Gastrosophen und Hoffman-Zeitgenossen Jean Anthelme Brillat-Savarin. Schon sprachlich wird also der Vorgang der Nahrungsaufnahme, je nachdem, ob er Menschen oder Tiere betrifft, mit unterschiedlichen Begriffen belegt. Die sprachliche Differenzierung suggeriert dabei einen Unterschied, der allerdings durch sie selbst allererst mit hervorgebracht wird. Ähnlich verhält es sich mit Begriffspaaren wie gebären und werfen oder sterben versus verenden. Jacques Derrida hat in *Das Tier, das ich also bin* mit dem von ihm eingeführten Begriff *animot* zu bedenken gegeben, dass das Tier, insbesondere wenn es in Abgrenzung zum Menschen gedacht wird, ganz wesentlich sprachliche Konstruktion ist.¹⁷ In der Tierrechtsbewegung und Tierethik wird eine als spezieisistisch bezeichnete Sprache dafür kritisiert, dass sie verschleiert, dass es sich (etwa bei gebären und werfen) um dieselben Vorgänge handelt und somit die Einsicht in Gemeinsamkeiten zwischen Menschen und anderen Arten unterbindet.¹⁸ Ob man das mit dieser Kritik verbundene Anliegen, die Abwertung von Lebewesen aufgrund ihrer Artzugehörigkeit radikal zu überwinden nun teilt oder nicht, das Argument, dass die mit den Verben essen und fressen verbundenen Unterschiede – eine gewisse Form und Kontrolle einerseits, die triebgesteuerte reine Nahrungszufuhr andererseits – nicht *per se* auf Unterschiede zwischen Menschen und nichtmenschlichen Tieren abbildbar sind, ist valide und zudem relevant für die hier verfolgte Fragestellung. Dass der nicht ausreichend sozialisierte Mensch zunächst einmal ein Verhalten zeigt, das eher mit dem Begriff fressen zu belegen wäre, ist ja auch Thema von Ernährungslehren. Schon bei Brillat-Savarin steht noch auf derselben Seite, auf der er die Unterschiede zwischen essen und fressen auf den zwischen Mensch und Tier abbildet, ein weiterer Aphorismus, der dem widerspricht: »Die Fresser und Säufer wissen nicht, was essen und trinken heißt.«¹⁹ Tiere bzw. nichtmenschliche Tiere sind hier nicht gemeint, es sind menschliche Fresser und Säufer, die hier kritisiert werden. Und in den Quellen, die Norbert Elias in *Über den Prozeß der Zivilisation* im Abschnitt »Über das

16 Jean Anthelme Brillat-Savarin: Physiologie des Geschmacks oder physiologische Anleitung zum Studium der Tafelgenüsse, Braunschweig 1865 [1826], S. XV.

17 Vgl. Jacques Derrida: *Das Tier, das ich also bin*, Wien 2010.

18 Vgl. z.B. die Analyse spezieisistischer Sprache auf der Homepage eines veganen Aktivisten: www.revlektor.de/spezieisistische-sprache/ (06.2.2022).

19 Brillat-Savarin: *Physiologie des Geschmacks*, S. XV.

Verhalten beim Essen« heranzieht, ist Animalisierung, also die Übertragung vermeintlich tierspezifischer Triebhaftigkeit auf den Menschen zu dessen Abwertung, eine immer wiederkehrende Strategie. So wird bereits im 13. Jahrhundert vom Minnesänger Tannhäuser derjenige kritisiert und dem »zühtic man« gegenübergestellt, »der sich über die schüzzel habet, / so er izzet, als ein swin, / und gar unsuberliche snabet / und smatzet mit dem munde sin.«²⁰ Als einem Schwein vergleichbar wird hier gescholten, wer sich über das Essen beugt und schmatzt. Bei Erasmus von Rotterdam im 16. Jahrhundert heißt es: »Quidam ubi vix bene conserderint, mox manus in epulas conjiiciunt. Id luporum est...«²¹ Ein Wolf also, wer direkt in die Schüsseln greift. Ebenfalls im 16. Jahrhundert taucht der gängige Vergleich mit dem Schwein bei Giovanni della Casa erneut auf:

Was meynstu würde dieser Bischof und seine edle Gesellschaft [...] denen gesagt haben, die wir bisweilen sehen wie die Säwe mit dem rüssel in der suppen ligen und ihr gesicht nit einmal auffheben und ihre augen, viel weniger die hände nimmermehr von der speise abwenden, die alle beyde backen auffblasen gleich als ob sie in die Trommete bliesen oder ein fewer auffblasen wollten, die nicht essen sondern fressen und die kost einschlingen, die ihre Hände bey nahe bis an den Elbogen beschmutzen und demnach die servieten also zu richten, daß unflätige küchen oder wischlumpen viel reiner sein möchten.²²

Vom Tiervergleich – »wie die Säwe« – entwickelt sich die Kritik an »diese[n] unfläter[n]«²³ zur über das Verb »fressen« vermittelten (und wiederholten, im Anschluss an die zitierte Textstelle ist nochmals die Rede vom »ubermessigen fressen«²⁴) Tiergleichsetzung. In einem französischen Text über Erziehung und Tischmanieren heißt es: »L'enfant ne doit point ronger indécentement les os, comme font les chiens.«²⁵ An Knochen herumnagen wie die Hunde es tun, das darf das Kind nicht.

Der Unterschied zwischen essen und fressen, das zeigen diese Beispiele, ist in der Praxis also gerade nicht zuverlässig auf Mensch versus Tier abbildbar, vielmehr ist die spezieisistische Konstruktion gerade hier besonders fragil. Das belegen die vielen Tiervergleiche und Tiergleichsetzungen

20 Norbert Elias: Über den Prozeß der Zivilisation. Bd. I, Frankfurt a.M. 1997 [1939], S. 203.

21 Elias übersetzt: »Manche greifen, sowie sie sitzen, auf die Schüsseln. Wölfe tun das ...« Ebd., S. 209.

22 Ebd., S. 210.

23 Ebd., S. 211.

24 Ebd.

25 Ebd., S. 212.

in den Quellen, die Elias heranzieht, eindrücklich. Der Mensch scheint offenbar gerade beim Essen seine eigene Tierhaftigkeit in besonderer Weise wahrzunehmen und abwehren zu müssen. Umgekehrt bedeutet dies, dass alleine das Fressen, also ungehemmte Nahrungszufuhr, nichts sein kann, was das Tier kategorial vom Menschen unterscheidet; kann doch der Mensch durchaus auch fressen. Er muss, um sich von anderen Tieren (Schweinen, Wölfen, Hunden) zu unterscheiden, sogar einigen Aufwand betreiben und ist ständig bedroht, darin zu scheitern. Auch und gerade auf dem Feld der Nahrungsaufnahme wird damit deutlich: »Wer oder was als ›Tier‹ und ›Mensch‹ gilt, ist kein biologisches Apriori, sondern Ergebnis normativer Setzungen, diskursiver Aushandlungen und kultureller Praktiken.«²⁶

Zu den kulturellen Praktiken, mit denen der Mensch seine eigene Tierhaftigkeit zu überwinden sucht, gehört die Institution der Tischgemeinschaft, die Kommensalität. Sie stiftet einen sozialen Kontext, der den Akt der Nahrungszufuhr transzendiert. Essen ist zunächst einmal radikal egoistisch, wie Simmel bemerkt:

was ich denke, kann ich andere wissen lassen; was ich sehe, kann ich sie sehen lassen; was ich rede, können Hunderte hören – aber was der einzelne isst, kann unter keinen Umständen ein anderer essen. In keinem der höheren Gebiete findet dies statt, dass auf das, was der eine haben soll, der andere unbedingt verzichten muss.²⁷

Es ist die Tischgemeinschaft, der es gelingt, den Vorgang des Essens aus der Vereinzelung zu lösen und die Brücke zum Sozialen zu schlagen. Dabei hilft, dass »dieses primitiv Physiologische ein absolut allgemein Menschliches ist«²⁸, wie Simmel schreibt. Gerade deshalb aber kann Essen »zum Inhalt gemeinsamer Aktionen« werden: »[D]as soziologische Gebilde der Mahlzeit entsteht, das gerade an die exklusive Selbstsucht des Essens eine Häufigkeit des Zusammenseins, eine Gewöhnung an das Vereinigtsein knüpft, wie sie durch höher gelegene und geistige Veranlassungen nur selten erreichbar ist.«²⁹ Die gemeinsame Mahlzeit »löst eine ungeheure sozialisierende Kraft aus«³⁰, höhere und niedere Werte verschmelzen in ihr.

26 Middelhoff: Literarische Autozoographien, S. 21.

27 Simmel: Soziologie der Mahlzeit, S. 140.

28 Ebd.

29 Ebd.

30 Ebd., S. 141.

Aber kann denn ein nichtmenschliches Tier das tun, was landläufig wohl mit essen in Abgrenzung vom fressen bezeichnet wird, also der Nahrungszufuhr eine gewisse Form und Kontrolle verleihen und sie sozial überformen? Wenn Katzen, wie es häufig geschieht, Menschen eine erjagte Maus zum Geschenk machen, lässt sich vielleicht erahnen, dass auch bei ihnen Nahrung und Fragen des Sozialen – wenn auch in diesem Beispiel ein wenig untauglich, die gut gemeinte Gabe löst meist wenig Begeisterung aus – ineinander verwoben sind. Was genau Katzen damit bezwecken, wenn sie die erlegte Maus nicht fressen, sondern dem Menschen bringen, liegt im Dunkeln. Entscheidend ist aber, dass der soziale Appetit, der Wunsch nach Interaktion, Kommunikation und Bindung, in diesen Fällen stärker ist als das basale physiologische Bedürfnis. Auch beim Tier ist die Nahrungsaufnahme gewiss eine Frage, die über die reine Kalorienzufuhr hinausgeht. So berichtet Hans Jürgen Teuteberg von Beobachtungen amerikanischer Psychologen, die feststellten, »daß ausreichend gesättigte Hühner sofort wieder begannen zu picken, wenn sie andere Artgenossen fressen sahen«.³¹

Den im engeren Sinne zoologischen Fragen kann hier nicht weiter nachgegangen werden; an Kater Murr, um den es hier geht, lässt sich die Transzendierung des primitiven Fressbedürfnisses jedenfalls gleich mehrfach zeigen. Dabei verstehe ich Murr weder als empirischen Kater bzw. Repräsentation eines solchen, noch als reinen Stellvertreter für menschliche Fragen. Das von Middelhoff zu Recht kritisch kommentierte Verschwindenlassen des Tieres in anthropozentrischen Lektüren hoffe ich zu vermeiden, indem ich die dem zugrundeliegende Unterscheidung zwischen Mensch und Tier – jedenfalls in Fragen der Nahrungszufuhr – selbst auf den Prüfstand stelle. Wenn Murr und der Pudel Ponto, um ein Beispiel zu nennen, auf das im Folgenden näher eingegangen werden wird, unterschiedliche Methoden des Wurstergatterns durchspielen und diskutieren, sind sie nicht »bloß« Artikulationsmedien menschlicher Sprecher/innen und Belange«³². Sie sind aber genauso wenig mit Fragen befasst, die allein Tiere betreffen; mit Kofman lässt sich sagen, dass auch in Sachen Nahrungsaufnahme *Kater Murr* weder »das Buch eines Menschen

31 Teuteberg: Prolegomena zu einer Kulturpsychologie des Geschmacks, S. 111. Auch in Humanversuchen konnte nachgewiesen werden, »daß alle Körperempfindungen wie Hunger, Appetit und Sättigung nicht vollständig mit den physiologischen Systemen in Übereinstimmung gebracht werden können«. Ebd.

32 Middelhoff: Literarische Autozoographien, S. 5.

noch das eines Tieres«³³ ist. Murrs Ringen um den Ausgleich zwischen physiologischem und sozialem Hunger findet auf einem Spannungsfeld statt, in das er ebenso wie andere Tiere – und eben auch der *homo sapiens* – gestellt ist. So teilt dieser Aufsatz eines der grundlegenden Anliegen der Cultural Animal Studies, nämlich die »prinzipielle Hinterfragung und Re-Konfiguration dessen, was man herkömmlich als ›das Tier‹ und ›den Menschen‹ begreift«³⁴. Dass der Mensch dabei wohl oft weniger weit zu schauen vermag als er glaubt, das drängt sich Johannes Kreisler bei der Betrachtung Murrs auf: »Indem ich, sprach Kreisler, diesen klugen Kater betrachte, fällt es mir wieder schwer aufs Herz, in welchen engen Kreis unsere Erkenntnis gebannt ist. – Wer kann es sagen, wer nur ahnen, wie weit das Geistesvermögen der Tiere geht!«³⁵

Meister Abraham, die physische Ausbildung oder die erste Milch

Meister Abraham begegnet unmittelbar zu Beginn des Romans als »der freundliche Mann«, bei dem Murr »in Kondition gegangen« und der von Murr dadurch charakterisiert wird, dass er »mir das Gericht Fische, das er mir vorgesetzt, niemals vor der Nase wegzieht, wenn es mir eben recht wohlschmeckt« (DKV V, S. 18). Abraham wird Murr damit zur Folie eines allgemeinen Vertrauens in das Leben. Zu Beginn des Romans erläutert Murr, der seine Autobiographie *ab ovo* präsentiert,³⁶ seine allerersten Wahrnehmungen und Erfahrungen ab dem Moment seiner Geburt. Dabei wird Soziales als existenzielle Grundlage des Seins markiert. Da bei Katzen die Augen zunächst verschleiert sind, variiert Murr die Redewendung des das Licht der Welt Erblickens und stellt fest, dass er »in der Welt erblickt wurde von der teuren Mama« (DKV V, S. 20). Der Andere, das Gegenüber

33 Kofman: Schreiben wie eine Katze ..., S. 48.

34 Middelhoff: Literarische Autozoographien, S. 21.

35 E.T.A. Hoffmann: *Lebens-Ansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern*, in: ders.: Sämtliche Werke in sechs Bänden. Bd. V, hrsg. von Hartmut Steinecke, Frankfurt a.M. 1992, S. 9–458, hier S. 37. Alle Zitate aus dieser Ausgabe werden im Folgenden mit Sigle »DKV« sowie römischer Band- und arabischer Seitenzahl nachgewiesen.

36 Ironischerweise ist es gerade die Biographie des Katers, die linear präsentiert wird: »Hält man die beiden Teile des Textgewebes gegeneinander, so ist es die tierische, die eher dem Logos konform ist – die Schrift Murrs ist linear, Erzählung einer Biografie, die einen Anfang hat, die Geburt, und ein Ende, den Tod [...]. In den Blättern Murrs herrscht durchwegs Kontinuität.« Kofman: Schreiben wie eine Katze ..., S. 59.

ist also Voraussetzung des In-der-Welt-seins. Wenige Zeilen später berichtet Murr von seiner ersten (ihm erinnerbaren) Nahrungsaufnahme, befördert durch die Hand – des Meisters Abraham, wie sich uns Leser*innen später erschließen wird –, die er zuvor gekratzt und von der er »ein paar Ohrfeigen« (ebd.) als erste »moralische [...] Ausbildung« (DKV V, S. 21) erhalten hat. Was sich Murrs Wissen und Wahrnehmung entzieht, ist, dass er sein Leben eben dieser Hand, also Meister Abraham verdankt, der das Kätzchen, das offenbar ertränkt werden sollte, rettet. Wenn Abraham zunächst glaubte, am Fluss ein ausgesetztes neugeborenes Kind zu retten (vgl. DKV V, S. 54), rückt Murr nach und nach in eine vergleichbare Position ein. Indem Abraham die Fürsorge für Murr übernimmt, wird er zur väterlichen, elterlichen Instanz. Als solche trägt Abraham für Murrs Ernährung Sorge, wie Murr sich erinnert:

Bald darauf erfaßte sie [die Hand; I.H.] mich aber aufs neue beim Kopf und drückte ihn nieder, so daß ich mit dem Mäulchen in eine Flüssigkeit geriet, die ich, selbst weiß ich nicht, wie ich darauf verfiel, es mußte daher physischer Instinkt sein, aufzulecken begann, welches mir eine seltsame innere Behaglichkeit erregte. Es war wie ich jetzt weiß süße Milch die ich genoß, mich hatte gehungert und ich wurde satt indem ich trank. So trat [...] die physische Ausbildung ein. (DKV V, S. 21)

Einerseits wird der Genuss der Milch als Instinkt, eine Form des Triebes also bezeichnet und zumal als »physischer Instinkt«, als körperliche Funktion. Mit Simmel könnte man sagen, was sich hier abspielt, ist etwas »primitiv Physiologische[s]«³⁷. Dies aber gleicht frappierend dem ersten Erleben menschlicher Säuglinge, über die es bei Teuteberg heißt: »Das Schmecken ist gleich dem Atmen, Riechen und Saugen ein erster biologischer Akt, wenn der Mensch ins Leben tritt. Der Neugeborene sammelt erste Erfahrungen mit der Umwelt primär im sinnlich-oralen Bereich.«³⁸ Zugleich aber ist Meister Abraham, der hier in Form der Hand auftritt, Voraussetzung des Milchtrinkens, indem er die Milch erstens bereitstellt und zweitens Murrs Kopf in das Getränk, das sich ihm zunächst undifferenziert als »eine Flüssigkeit« präsentiert, hineindrückt. Es bedarf also der fremden, hier menschlichen Unterstützung, um dem eigenen Instinkt überhaupt folgen zu können. Daher ja auch spricht Murr von einer Form der Ausbildung, die hier beginnt. Das zeigt, dass selbst das primitiv Physiologische sich nicht in einem Raum jenseits des Sozialen abspielt, viel-

37 Simmel: Soziologie der Mahlzeit, S. 140.

38 Teuteberg: Prolegomena zu einer Kulturpsychologie des Geschmacks, S. 117.

mehr ist die basale Erfahrung, die Murr hier macht, die, dass Nahrung mit engem sozialen Kontakt verbunden und verwoben ist. So erleben es zumindest alle Säugetiere und somit auch Menschen nach der Geburt: »Das Saugen an der Mutterbrust ist nicht nur eine Triebbefriedigung, sondern auch Herstellen einer Geborgenheits- und Sicherheitssituation, die auch bei Erwachsenen noch im Unterbewußtsein vorhanden bleibt.«³⁹ Beide basalen Bedürfnisse – nach Nahrung und Sozialkontakt – befeuern einander; durch die damit einhergehende Stillung unangenehmer Hungergefühle bewertet der Gefütterte den damit einhergehenden engen Kontakt zu dem Fütternden als positiv – und umgekehrt. So besteht immer schon ein enger Konnex zwischen physiologischem und sozialem Appetit.⁴⁰ Mit Teuteberg lässt sich auch vom »leiblich-seelische[n] Doppelaspekt des Geschmacks«⁴¹ sprechen, der beim Menschen in der libidinösen Beziehung zur Mutter wurzelt:

Die Liebesbeziehung zur Mutter fällt mit der Nahrungszufuhr und damit auch der Geschmackswahrnehmung weitgehend zusammen. Das Kind kann emotional noch nicht genügend differenzieren und erfährt die menschliche Zuwendung als somatische Entspannung und Sättigung. [...] Das Gefüttertworden umfaßt zunächst daher nicht nur die Befriedigung eines Nahrungsgefühls, sondern zugleich die Bestätigung, von einem vertrauten Wesen geschützt, befriedigt, gesichert und geschätzt zu werden.⁴²

Der erste Milchgenuss bildet in ganz ähnlicher Weise gleichsam die Urszene der besonderen Verbindung zwischen Murr und Meister Abraham, der ihm später, als er bemerkt, dass Murr, der Liebeskranke, ganz fiebrig und geschwächt erscheint, sogar erwärmte Milch gibt: »Er gab mir warme Milch, die ich, da mir die Zunge am Gaumen klebte vor Durst, eifrig verzehrte« (DKV V, S. 436).⁴³ Nach langem Fieberschlaf erwacht der so versorgte Murr dann auch genesen – vom Fieber wie von der unglücklichen Liebe. Die Beziehung zwischen Murr und Abraham bleibt – wengleich nicht ohne Unterbrechung durch Murrs Ausflug in die Welt einerseits, ei-

39 Ebd., S. 118.

40 Auch Jörg Wesche verweist auf die evolutionsbiologisch verankerte soziale Funktion des Geschmackssinnes, der u.a. »der Festigung individueller Bindungen (beispielsweise bei der Mutter-Kind-Bindung) über die Muttermilch« dient. Jörg Wesche: Feinsinn. Antinomie des Geschmacks zwischen Physiologie und Poetik, in: Hans Vilmar Geppert/Hubert Zapf (Hrsg.): Theorien der Literatur. Grundlagen und Perspektiven. Bd. III, Tübingen 2007, S. 125–147, hier S. 136.

41 Teuteberg: Prolegomena zu einer Kulturpsychologie des Geschmacks, S. 106.

42 Ebd., S. 117f.

43 Vgl. dazu auch Middelhoff: Literarische Autozoographien, S. 377.

nige Verwerfungen andererseits – bis zu Murrs vorzeitigem Tod bestehen und drückt sich immer wieder in Variationen der ersten Milchszene aus. Murr wird im Wesentlichen sein Leben lang von Abraham versorgt, über die Mäusejagd bzw. Mausefallen und deren »Einfluß auf Gesinnung und Tatkraft der Katzheit« (DKV V, S. 44) schreibt er zwar, betreibt diese aber nie selbst.⁴⁴ Abrahams Sorge um Murrs Appetit ist mehr als die bloße Versorgung mit Notwendigem. Sie ist die Folie für Murrs sozialen Appetit, wie er sich dann auch bei der Wiederbegegnung mit seiner Mutter zeigt.

Heringskopf und Frühstücksmilch: Murr und seine Mutter

Als der früh von seiner Mutter Mina getrennte Murr ihr später wiederbegegnet, offenbart sich ihm ihre Bedürftigkeit: »Ich erfuhr, daß Mina bei der alten Nachbarsfrau in ziemlich dürftigen Umständen lebe, und daß es ihr oft schwerfalle, ihren Hunger zu stillen.« (DKV V, S. 56) Nun erweist sich in Umkehrung der von Meister Abraham erfahrenen Fürsorge auch der Appetit anderer als eine Angelegenheit, die Murr betrifft. Unmittelbar und emotional intensiv fühlt er sich angesprochen: »Dies rührte mich tief, die kindliche Liebe erwachte in voller Stärke in meinem Busen, ich besann mich auf den schönen Heringskopf, den ich vom gestrigen Mahle erübrigte, ich beschloß ihn darzubringen der guten Mutter, die ich so unerwartet wiedergefunden.« (DKV V, S. 56f.) Der starke und spontane Impuls Murrs verdient hier ernstgenommen zu werden: Murr will seiner Mutter den Heringskopf tatsächlich schenken. Gleichwohl kommt es nicht dazu, denn Murr gerät »in einen Zustand, der auf seltsame Weise mein Ich meinem Ich entfremdend, doch mein eigentliches Ich schien« (DKV V, S. 57). Aus diesem Zustand heraus scheitert sein Vorhaben: »Das sonderbare Gefühl, gewebt aus Lust und Unlust, betäubte meine Sinne – überwältigte mich – kein Widerstand möglich – ich fraß den Heringskopf!« (Ebd.) Murr zeigt sich hier als ein gespaltenes Wesen, dessen eines Ich – der Persönlichkeitsanteil, der prosozial den Heringskopf der Mutter bringen will – von einem anderen, triebhaft-gefräßigen Ich überwältigt wird. Das wirft die Frage nach Murrs »eigentlichem« Ich auf, die der Text zumindest

44 Allerdings heißt es in Murrs Loblied auf den Boden u.a.: »Du, o! Boden, spendest mir in freigiebiger Fülle manch Mäuslein und nebenher kann man manche Wurst, manche Speckseite, aus dem Schornstein erwischen, ja wohl manchen Sperling haschen, und sogar hin und wieder ein Täublein erlauren.« (DKV V, S. 23)

an der Oberfläche durch empirische Tatsachen – der Heringskopf wird nicht der Mutter gebracht, sondern eben doch selbst verspeist – beantwortet. Der Konjunktiv der ironisch als »verständlich und scharf« (ebd.) bezeichneten Formulierung versieht diese Lösung allerdings mit einem Fragezeichen; jener Zustand, in dem Murr den Fischkopf verschlingt, »schien« – und eben nicht: war – sein »eigentliches Ich«. Die abgehackte Sprache (»überwältigte mich – kein Widerstand möglich«) spricht zudem dafür, dass Murr hier eine Art dissoziativen Zustand erlebt. Dass es dem Kater unter dem Einfluss ich-dystoner Impulse hier knapp nicht gelungen ist, das Vorhaben, seiner Mutter den Fischkopf zu bringen, auch umzusetzen, muss nicht bedeuten, dass es ganz grundsätzlich »zwecklos ist, erfüllt von kindlicher Liebe für eine gute Mutter einen Heringskopf aufbewahren zu wollen«⁴⁵, wie es bei Kofman heißt. Auch Clason sieht allein im von Murr verzehrten Fisch – und nicht etwa in den diesen Verzehr rahmenden sozialen Impulsen – die Essenz dieser Szene: »[...] Murr's starving mother is victimized by her son's selfishness, when he is overcome by his momentary appetite and eats a fish with which he meant to save her.«⁴⁶

Situativ hat Murrs sozialer Impuls nicht obsiegt. Aber muss deshalb der Stab gebrochen werden über den Kater? Immerhin sollte dabei einbezogen werden, dass im Roman auch die Rede davon ist, wie ungerne mitunter Menschen ihre Speisen mit Tieren teilen und wie grausam sie diese bestrafen, wenn sie sich gleichwohl bedienen (zu denken ist etwa an den »hoffnungsvolle[n] Katerjüngling«, der, weil er einen Topf Milch trinkt, »mit dem Verlust seines Schweifs büßen« [DKV V, S. 40] muss). Dafür, dass Murrs sozialer Impuls sich zwar nicht durchsetzen konnte, deshalb jedoch nicht zwingend ganz grundsätzlich hinter dem körperlichen Bedürfnis zurücksteht, spricht, dass Murr sofort nach seiner Mahlzeit wiederum gleichsam überwältigt wird vom Gedanken an die hungrige Mutter:

Ich fühlte mich von Reue, von Scham durchdrungen, ich sprang zurück in meines Meisters Zimmer, ich verkroch mich unter den Ofen. Da quälten mich die ängstlichsten Vorstellungen. Ich sah Mina, die wiedergefundene gefleckte Mutter, trostlos, verlassen, lechzend nach der Speise, die ich versprochen, der Ohnmacht nahe – Ha! – der durch den Rauchfang sausende Wind rief den Namen Mina – Mina – Mina rauschte es in den Papieren meines Meisters, knarrte es in den

45 Kofman: Schreiben wie eine Katze ..., S. 79.

46 Christopher R. Clason: *Die Lebens-Ansichten des Katers Murr: Romantic Perspectives on »Us« and »Them«*, in: Carol Aisha Blackshire-Belay (Hrsg.): *The Germanic Mosaic. Cultural and Linguistic Diversity in Society*, Westport 1994, S. 3–9, hier S. 7f.

gebrechlichen Rohrstühlen, Mina – Mina – lamentierte die Ofentüre – O! es war ein bitteres herzzerschneidendes Gefühl, das mich durchbohrte! (DKV V, S. 57)

Murr leidet hier eben so intensiv, wie er kurz zuvor – »O Appetit, dein Name ist Kater!« – nach dem Heringskopf begehrt. Seine Gedanken werden hier sprachlich wesentlich integrierter und mit häufigem Bezug auf das Personalpronomen »Ich«, also als kongruent mit dem Subjekt, als ich-syntone erlebt (»Ich fühlte«, »Ich sah Mina«, »ein bitteres herzzerschneidendes Gefühl, das mich durchbohrte« etc.). Und erst ein neuer, wenn auch etwas vager Entschluss beruhigt sein aufgewühltes Inneres: »Ich beschloß, die Arme womöglich einzuladen zur Frühstücksmilch. Wie kühlender wohlthuender Schatten, kam bei diesem Gedanken ein seliger Frieden über mich!« (DKV V, S. 57f.)

Es ist sicher kein Zufall, dass Murr hier, auf der Suche nach einer Wiedergutmachung des unterschlagenen Heringskopfes, gerade an Milch denkt, die primäre und gewissermaßen sozialste Nahrung überhaupt. Gleichzeitig kehrt Murr mit dem Milchangebot an seine Mutter deren Beziehung gleichsam um; er bietet ihr in einer Inversion der Säugebeziehung gerade die Speise an, die sie ihm, wie wir vermuten können, unmittelbar nach der Geburt selbst zur Verfügung gestellt hat. Der innere Frieden, der aus der Aussicht entsteht, den physiologischen Hunger der Mutter und zugleich den eigenen sozialen Appetit doch noch stillen zu können, ermöglicht Murr nun die Befriedigung eines weiteren basalen biologischen Bedürfnisses: »Ich kniff die Ohren an und schlief ein!« (DKV V, S. 58)

Wenn Murr den Fischkopf verschlingt, scheint er einer empirischen Katze sehr nah. Dies ist einer der Momente des Romans, in denen Murr sich »gerade so präsentiert, wie man es von einem Kater erwarten würde: Er mag Fische, Tauben und weibliche Katzen«⁴⁷. Und doch ist mehr dazu zu sagen und ist die Szene nur scheinbar schlicht. Auch Murrs Versöhnung mit der unkontrollierten Fischkopfverspeisung – »Jeder«, heißt es am Ende der Episode, »suche sich seine Heringsköpfe und greife nicht vor der Sagazität der andern, die, vom richtigen Appetit geleitet, schon die ihrigen finden werden« (ebd.) – ist lediglich Momentaufnahme und nicht etwa, wie es bei Eberhard Lämmert heißt, »Lebensmaxime«⁴⁸.

47 Middelhoff: Literarische Autozoographien, S. 342.

48 Eberhard Lämmert: Respekt vor den Poeten. Studien zum Status des freien Schriftstellers, Göttingen 2009, S. 96.

Muzius' Trauermahl und die Hausmagd

Während Murr, weil er sich kurz nach der Begegnung mit seiner Mutter in die Einsamkeit zurückzieht und sie deshalb nicht wiedersieht, die Frühstücksmilcheinladung nicht umsetzt (vgl. DKV V, S. 69), bietet ihm später, im zweiten Band, die Totenfeier für den verstorbenen Muzius den Anlass, seine Qualitäten als Gastgeber unter Beweis zu stellen. Konfrontiert mit der Todesnachricht und in Vorbereitung der Totenfeier verspricht Murr nun, »mich nicht allein zu gehöriger Zeit einzufinden, sondern auch für Speise und Trank zu sorgen, damit nach alter edler Sitte auch das Trauermahl gehalten werden könne.« (DKV V, S. 348) In diesem Fall nun gelingt vollkommen, woran Murr im Fall des Heringskopfs für Mina noch gescheitert war: »Ich besorgte dies«, erläutert Murr, »auch wirklich, indem ich den Tag über nach und nach, meinen reichlichen Vorrat an Fischen, Hühnerknochen und Gemüse hinabtrug« (ebd.). In Murrs Biographie markiert die Trauerfeier einen besonderen Moment: »Ich sehe dieses Trauerfest für den Wendepunkt an, in dem sich meine Lehrmonate schlossen und ich eintrat in einen andern Kreis des Lebens.« (DKV V, S. 362) Das lässt sich wohl auf die Liebesbegegnung mit der jungen Mina beziehen und die Eröffnung durch Miesmies, dass es sich dabei um eine Tochter nicht Muzius', sondern Murrs selbst handelt. Wohl aber auch ist Murrs Fähigkeit, die Trauergemeinde zu verköstigen, Marker einer neuen Reife des Katers. Auch wenn die Formulierung vom »Wendepunkt«, wie Kofman anmerkt, »parodistisch überspitzt«⁴⁹ ist, hier mithin das Genre Autobiografie persifliert wird, lohnt es, nicht ganz zu ignorieren, was auf diese Weise als Entwicklungsschritt markiert wird. Hier ist das Soziale, Gemeinschaftliche, die Kommensalität, in den absoluten Vorrang gegenüber der physiologischen Bedürfnisbefriedigung gerückt; das Trauermahl »nach alter edler Sitte« ist eine Kulturleistung, die dazu dient, die Trauernden zu versammeln. Das aber erscheint zumindest aus der Perspektive der hier verfolgten Fragestellung alles andere als »unbedeutend und überflüssig«⁵⁰.

In diese Episode eingelassen ist nun eine weitere, die von der Verklammerung von Kulinarischem mit Sozialem lebt. Um nämlich auch Milch für das Trauermahl zu erhalten, setzt Murr sich ins Einvernehmen mit der Hausmagd und kann dabei auf ein bereits gut etabliertes Verhältnis bauen:

49 Kofman: Schreiben wie eine Katze ..., S. 60.

50 Ebd., S. 61.

Sie [die Hausmagd; I.H.] reichte mir manchen Bissen, der eigentlich schlechter war, als wie ich ihn von meinem Meister empfang, den ich aber doch verzehrte und dabei tat als wenn er mir ganz vorzüglich schmeckte, aus purer Galanterie. So was rührt wohl das Herz einer Hausmagd und sie tat worauf es eigentlich abgesehen war. Ich sprang ihr nehmlich auf den Schoß und sie kratzte mir so lieblich Kopf und Ohren, daß ich ganz Wonne und Seligkeit war und an die Hand mich gar sehr gewöhnte [...]. (DKV V, S. 348)

Interessant ist zunächst einmal, dass Murr einen ausdifferenzierten und autonomen Geschmack besitzt. Die von Abraham gereichten Speisen haben eine andere und Murr mehr zusagende Qualität. Das ist bemerkenswert genug, wenn man bedenkt, dass die Entwicklung eines eigenen Geschmacks für nicht wenige Menschen eine Herausforderung darstellt, wie Teuteberg beschreibt:

Der normale Mensch wäre auch völlig überfordert, jede der vielen Geschmacksentscheidungen selbst suchen und rational begründen zu müssen. Man ist oft froh, eine traditionelle oder gesellschaftlich gängige Geschmacksrichtung übernehmen zu können, die man dann für die eigene ausgibt. [...] Wie das ganze Nahrungsverhalten ist auch die Geschmacksbildung ein äußerst zäher Prozeß [...].⁵¹

Allein dem Menschen schreibt nun Teuteberg das Potential zu, in diesen schwierigen Prozeß überhaupt einzutreten; seine »Befreiung vom unbewußt Triebhaften« eröffne dem Menschen »die den Tieren nicht zur Verfügung stehende Möglichkeit, die Nahrung zu verfeinern und den Geschmack zu kultivieren, d.h. mit geistigen Inhalten zu füllen«⁵². Diese Möglichkeit aber steht Murr ganz offenbar durchaus zur Verfügung!

Dass dem Kater die Speisen nicht recht schmecken, bedeutet indessen nicht, dass er sie nicht verzehrt. Um die soziale Beziehung zur Hausmagd zu unterhalten, nimmt Murr die ihm angebotenen Gaben scheinbar gern an. Murr, zu dessen ersten Lektüren Knigges Benimmbuch zählte (vgl. DKV V, S. 42), frisst hier aus »purer Galanterie« (DKV V, S. 348). Sein Verhalten ist also kommunikativer Code und zwar ein ausgesprochen verfeinerter: Galanterie zielt auf eine gewisse Ästhetik des sozialen Umgangs ab. Der mangelnde gustatorische Geschmack der gereichten Speisen wird insofern kompensiert durch einen stil- und geschmackvollen Umgang Murrs mit der dadurch entstehenden sozialen Situation. So wenig der Bissen Murr auch schmeckt, sein scheinbar freudiger Verzehr desselben ent-

51 Teuteberg: Prolegomena zu einer Kulturpsychologie des Geschmacks, S. 119.

52 Ebd., S. 130.

spricht dem sogenannten guten Geschmack. Das Sensorium des Geschmacks⁵³ hat Murr also gleichsam auf mehreren Ebenen kultiviert. Die Szene erinnert damit an den Geschmacksbegriff des 17. Jahrhunderts, den Jörg Wesche anhand von Baltasar Graciáns *El Discreto* entfaltet. Dort »ist der Begriff [Geschmack; I.H.] [...] noch nicht auf den engeren Bereich der Ästhetik oder Poetik zugespitzt. Stattdessen bezeichnet er bestimmte Verhaltensideale einer klugen Lebensführung, die bei Hof ein sicheres und erfolgreiches Auftreten garantieren sollen.«⁵⁴ Murrs Auftreten erfolgt nun nicht bei Hof, sondern gegenüber der Hausmagd, ist aber jedenfalls so sicher wie erfolgreich. Der verfolgte Zweck, die Verbindung zur Hausmagd so zu vertiefen, dass er von ihr Zärtlichkeiten empfängt, die ihn tatsächlich mehr als die angebotenen Speisen interessieren, wird erreicht. Während die Hausmagd glaubt, sie reiche Murr die Happen als Zeichen ihrer Zuneigung, frisst Murr diese nicht aus physiologischem, sondern sozialem Appetit, mithin als Zeichen seiner Zuneigung zu ihr. Beide erweisen einander hier einen Gefallen, wobei angenommen werden kann, dass die Hausmagd Murrs Verhalten nicht als ein Zugeständnis an sie decodiert.

Die Annahme und der Verzehr von den eigenen Geschmack eigentlich verfehlenden Futterangeboten erweist sich als zoosemiotisch höchst interessanter Fall. Bei Clason heißt es, Murr schmeichle sich bei den Menschen ein⁵⁵ und in gewisser Weise agiert Murr hier tatsächlich als die sprichwörtliche und von Lavater und Buffon so auch dargestellte⁵⁶ falsche Katze; seine Verstellung – er signalisiert größeres Interesse an den Speisen, als er eigentlich hat – ist allerdings durch und durch prosozial und gerade in dieser Form ja auch beim Menschen nicht nur gängig, sondern gesellschaftliches Erfordernis. Die Einschätzung des Professors, Katzen achteten nicht »auf ein bescheidenes stilles Betragen« (DKV V, S. 319), erweist sich damit als vollkommen falsch.

Ein recht gängiges Vorurteil, der Mensch sei für die Katze nur ein Hilfsmittel zur Futtererlangung, findet sich bereits bei dem französischen Naturforscher des 18. Jahrhunderts Georges-Louis Leclerc de Buffon, der Katzen für »halb wilde Thiere« hält, »weil sie theils ihre Herrschaft nicht ken-

53 Vgl. Wesche: Feinsinn, S. 128.

54 Ebd.

55 »[...] Murr learns how to suppress his instincts and to ingratiate himself with humans for food, comfort, attention, and the like.« Clason: *Die Lebens-Ansichten des Katers Murr*, S. 4f.

56 Zur Aufarbeitung dieser Diskurse vgl. Middelhoff: *Literarische Autozoographien*, S. 415.

nen, theils auf Böden und auf den Dächern herum irren, und nur dann die Küchen oder Speisekammern besuchen, wenn sie der Hunger dahin locket«⁵⁷. Nun scheint es ein plausibles Motiv nicht nur für wilde Tiere, Küche und Speisekammer in erster Linie dann aufzusuchen, wenn man vom Hunger dorthin gelockt wird. Gerade für Murr gilt dies aber nicht! Vielmehr lockt ihn die Zärtlichkeit der Hausmagd und die Freundschaft zu ihr – beide sehen sich nie, »ohne auf anmutige Weise miteinander zu spielen« (DKV V, S. 348) – und bringt ihn dazu, zu fressen, was er eigentlich nicht unbedingt fressen möchte. Der von Murr als »pure Galanterie« bezeichnete höfliche Verzehr der ihm gereichten Bissen ist ein Akt, dessen physiologischer Ursprungsimpuls ganz aufgeht in sozialer und kommunikativer Funktion. Hier wie in der Sorge um die Kommensalität des Totenmahls für Muzius beweist Murr jenes Seelenvermögen der Tiere, das im 18. und 19. Jahrhundert zur Diskussion stand.

Murr und das Mädchen oder das Wurstprinzip

In einer weiteren bemerkenswerten Episode des Romans kommt es zu einer Begegnung Murrs mit einem Mädchen, von dem er eine Wurst stiehlt und die anschließend der Pudel Ponto erneut durchspielt und so variiert, dass er zu Murrs Erstaunen eine Wurst geschenkt bekommt. In der Ausgangssituation findet sich Murr alleine und hungrig in der Stadt wieder, wie in der Urszene des ersten Milchgenusses verbinden sich physiologischer und sozialer Hunger im Gedanken an Meister Abraham: »Ganz erschöpft, ganz entkräftet, gelangte ich endlich zu einem einsamen Plätzchen, wo ich mich ein wenig niederlassen konnte. Da fing aber der wütendste Hunger an, mich zu peinigen, und ich gedachte nun erst mit tiefem Schmerz des guten Meisters Abraham, von dem mich ein hartes Schicksal getrennt.« (DKV V, S. 122) Durchaus naheliegend wäre ja im »wütendste[n] Hunger« der Gedanke an ersehnte Speisen. Stattdessen aber – und nur folgerichtig, wenn Appetit eben immer auch sozialer Appetit ist – denkt der hungrige Kater an seinen Meister Abraham. Dem so verzweifelten Kater fällt nun ein »junges freundliches Mädchen« auf, »die vor einem kleinen Tisch saß, auf dem die appetitlichsten Bröte und Würs-

57 Georges-Louis Leclerc de Buffon: *Herrn von Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere. Mit Vermehrungen aus dem Französischen*. Bd. II, Berlin 1773, S. 213. Vgl. dazu auch Middelhoff: *Literarische Autozoographien*, S. 353.

te lagen« (ebd.). Nicht nur auf die Nahrungsmittel selbst richtet sich hier Murrs Aufmerksamkeit, sondern auch und zunächst sogar vorrangig auf das Mädchen, das ihm freundlich erscheint. So geht Murr nicht direkt auf die Würste los, sondern widmet sich zunächst der Kontaktaufnahme mit dem Mädchen. Das ist durchaus bemerkenswert, denn die Möglichkeit, einfach eine Wurst zu stehlen, ohne den Versuch, sich ins Einvernehmen mit dem Mädchen zu setzen, steht Murr ja offen. Tauglich, den physiologischen Hunger, das primitive Bedürfnis zu stillen, wäre diese Methode allemal. Doch Murr wählt einen anderen Weg, der seinem sozialen Appetit Rechnung trägt: »Ich näherte mich langsam, sie lächelte mich an, und um mich ihr gleich als einen Jüngling von guter Erziehung, von galanten Sitten darzustellen, machte ich einen höheren schöneren Katzenpuckel als jemals. Ihr Lächeln wurde lautes Lachen.« (DKV V, S. 122f.) Erst unter der Voraussetzung, dass Murr sich im Einvernehmen mit dem Mädchen wähnt, greift er nun nach der Wurst: »Endlich eine schöne Seele, ein teilnehmendes Herz gefunden! – O Himmel, wie tut das wohl der wunden Brust!« So dachte ich, und langte mir eine von den Würsten herab [...]« (DKV V, S. 123). Murrs Einschätzung erweist sich jedoch als Missverständnis, das beraubte Mädchen schreit nicht nur, sondern schlägt auch »mit einem derben Stück Holz« (ebd.) nach Murr. Dem gelingt es mit letzter Kraft, mitsamt der erbeuteten Wurst zu fliehen.

Das unmittelbare Ziel der physiologischen Bedürfnisbefriedigung hat Murr damit erreicht und fühlt sich auch nach seiner Mahlzeit durchaus gestärkt; sein Lebensmut kehrt zurück und er fühlt, »daß es doch schön sei auf dieser Erde« (ebd.). Das Wohlbefinden ist aber, weil es lediglich auf den befriedigten körperlichen Bedürfnissen beruht, nur von kurzer Dauer. Bereits am nächsten Morgen überfällt Murr »eine Trostlosigkeit, die an Verzweiflung grenzte« (ebd.). Der Weltschmerz richtet sich dabei auf das mangelnde Verständnis der Menschen, auf die nicht gelingende Interaktion: »O diese herzlosen Barbaren! – Worin besteht ihre Kraft als im Prügeln? Worin ihr Verstand, als in hohnlachender Verspottung? Worin ihr ganzes Treiben, als in scheelsüchtiger Verfolgung tiefführender Gemüter?« (Ebd.) Nicht allein der leere Magen, sondern die Herzlosigkeit der menschlichen »Barbaren« treibt Murr in einen Zustand der Depression.

Es ist der Pudel Ponto, der ihn daraus erlöst. Zunächst zeigt Ponto Murr, der ihn noch »vor der herzlosen Barbarin, vor dem rachedürstenden Wurstprinzip« (DKV V, S. 134) warnen will, wie er das Mädchen dazu bringt, ihm die Wurst gerne und freiwillig zu geben.

Vor dem Tisch angekommen, richtete sich Ponto auf den Hinterfüßen in die Höhe, und tänzelte in den zierlichsten Sprüngen um das Mädchen her, die sich darüber gar sehr erfreute. Sie rief ihn an sich, er kam, legte den Kopf in ihren Schoß, sprang wieder auf, bellte lustig, hüpfte wieder um den Tisch, schnupperte bescheiden, und sah dem Mädchen freundlich in die Augen. (Ebd.)

Das Mädchen reagiert nun auf Ponto anders als auf Murr und bietet ihm »eine der schönsten größten Würste« (ebd.) von sich aus an. Dass Ponto diese Wurst mit den freundlichen Worten »Da, iß, erquicke dich Bester!« (ebd.) seinem Freund Murr überlässt, zeigt, dass auch er sozialen Appetit kennt.

Lange diskutieren Murr und Ponto im Anschluss die Frage, wie Katze und Hund sich mit dem Mensch ins Einvernehmen setzen können. Murr, der zu diesem Zeitpunkt selbst noch nicht in das galante Verhältnis zur Hausmagd getreten ist, kritisiert hier Pontos »unterwürfige Schmeichelei« (ebd.). Ponto wiederum erklärt, er habe doch selbst »ungemeinen Spaß« (DKV V, S. 135) dabei gehabt. Das kontroverse Gespräch der beiden zieht sich über mehrere Seiten und Murrs Reflexion berührt dabei selbst Kants kategorischen Imperativ.⁵⁸ Die unterschiedlichen Wege zur Wurst werfen grundlegende Fragen auf nach Identität, Moral und Möglichkeiten, sich auf Andere zu beziehen. Dabei haben beide – der verjagte Murr ebenso wie der freundlich willkommen geheißen Pudel – im Ergebnis eine Wurst erhalten. Ein Problem stellt sich hier nur, weil beider Appetit über die biologische Sättigung hinausgeht. Avisiert wird von Murr wie von Ponto eine mit der Hungerstillung einhergehende gelingende interspezifische Kommunikation. Nicht der Konsum, die bloße Einverleibung ist das Ziel, sondern eine bestimmte Form des Konsums, die wie die Kommensalität die »Sicherheit des Zusammengehörens«⁵⁹ vermittelt. Murrs Gekränktheit darüber, dass Ponto nicht nur die Wurst, sondern auch die Zuneigung und Zuwendung des Mädchens bekommen konnte bei seiner gleichzeitigen Abscheu gegen Pontos scheinbare Unterwürfigkeit ist natürlich ein Stück weit narzisstische Grille eines Katers, der von der Welt möchte, dass sie ihn »liebe, schätze, ehre, bewundere, und ein wenig anbetet« (DKV V, S. 16). Weit mehr aber ist sie der Wunsch, wie in

58 »Ich schwieg einige Augenblicke, über Pontos geäußerte Grundsätze nachdenkend, mir fiel ein, irgend wo gelesen zu haben, ein jeder müsse so handeln, daß seine Handlungsweise als allgemeines Prinzip gelten könne, oder wie er wünsche, daß alle Rücksichts seiner handeln möchten, und bemühte mich vergebens, dies Prinzip mit Ponto's Weltklugheit in Übereinstimmung zu bringen.« (DKV V, S. 137).

59 Simmel: Soziologie der Mahlzeit, S. 142.

der Urszene des ersten, von Meister Abraham unterstützten Milchgenusses, nicht nur gesättigt, sondern auch, um nochmals Teutebergs Aufzählung der einem gut versorgten Säugling gestillten Bedürfnisse zu zitieren, »beschützt, befriedigt, gesichert und geschätzt zu werden«⁶⁰. Dass das Mädchen Murr die Wurst versagt, ruft bei diesem, unabhängig davon, dass er sie sich gleichwohl nehmen konnte, jene »Gefühle von Bedrohung, Verlassenheit und Ausgestoßenwerden«⁶¹ hervor, die Teuteberg für den Menschen beschreibt, dem Nahrung versagt wird.

Murr ist zwischen sozialen und körperlich-triebhaften Hunger gestellt. Das macht ihn zu einer Figur, die nicht nur den Appetit von Katzen, sondern durchaus auch den von Menschen exploriert. Mäuse jagen, um seinen Hunger zu stillen, das tut Murr nicht. Er ist weder Raub-, noch Nutztier.⁶² Nicht nur, weil Murr sich damit in den Dienst der Menschen stellen würde, die genau dies von ihm erwarten. Sondern wohl auch, weil die erjagte Maus lediglich den physiologischen, nicht aber den sozialen, den Beziehungshunger Murrs stillen würde. Das bedeutet weniger, dass Murr als Tier verschwindet, sondern mehr, dass Mensch wie Tier sich, was ihren Hunger angeht, im selben Spannungsfeld bewegen. Die Mensch-Tier-Dichotomie wird damit ad absurdum geführt; der essende Kater entfaltet keine geringere »subversive Kraft«⁶³ als der schreibende, der »homme de lettres très renommé« (DKV V, S. 16).

60 Teuteberg: Prolegomena zu einer Kulturpsychologie des Geschmacks, S. 117f.

61 Ebd., S. 118.

62 Vgl. dazu Middelhoff: Literarische Autozoobiographien, S. 351. »Mag man landläufig die Daseinsberechtigung der Katze in der Mäusejagd erkennen, Murr fügt sich nicht in diese Dienstbarkeit.« Ebd., S. 361.

63 Kofman: Schreiben wie eine Katze ..., S. 14.